

Besuch bei Emil Marxer (80), Mauren

Felix Marxer im Gespräch mit dem «Dökterle-Emil»

Emil und seine Frau empfangen mich an einem schönen Herbsttag in seinem Privatpark. Das ist wörtlich zu nehmen. Sein von ihm gebautes und selbst eingerichtetes Haus steht an der Strasse nach Schellenberg am Hang. Er hat unter Ausnutzung des überhängenden Strassentrasses einen parkartigen Garten mit Efeu, Gebüsch und Tannen, Weiher, Wegen, Treppen und Sitzgelegenheiten angelegt, in den der Besucher völlig überrascht eintritt. Hier hat Emil auch einige seiner Holzplastiken aufgestellt, deren Anfertigung er seit vielen Jahren einen Teil seiner Freizeit widmet.

Unter dem Hauseingang hat er einen gemütlichen Gästeraum eingerichtet, der mit allen möglichen Souvenirs und Schnitzereien aus seiner Hand ausgestattet ist. Auf einer Plakette steht: Die Menschen sind schlecht, sie denken nur an sich. Nur ich denke an mich.

Auf einer anderen: Polizeistunde ist nach der letzten Runde.

Seine Frau Marie (s. Mariele) entnimmt einem Fässchen, das als diskreter Schrank dient, eine Flasche mit selbst angesetztem Johannisbeerschnaps und schenkt in nicht gar kleine Gläser eine Runde ein. Der Schnaps hat es in sich und ist nicht etwa nur für Frauen. Ich trage mich ins Gästebuch ein. „Schauen wir uns zuerst noch die Werkstatt an“, sagt Emil, „bevor wir uns in der Stube zusammensetzen.“

Hier lagert das Material für seine Wurzelplastiken, seine Faune, Zwerge und Echsen. Er schnitzt aber auch reliefartige Landschaften und religiöse Bilder und Figuren. Hier liegen alle Werkzeuge und Geräte bereit, die ein Hiltz bildhauer braucht. Listig schauen verwunschene Wurzelmänner von den Wänden. Auf Holztafeln hat Emil Sprüche eingeklebt, Lebenserfahrungen: Ess, was gar ist, Trink, was klar ist, Red, was wahr ist, Lieb, was rar ist.

Oder ein anderer Grundsatz: Arbeite ruhig und gediegen. Wirst mit der Arbeit nicht fertig, so lass sie liegen. Pflege die Ruhe und halte sie heilig. Nur die Verrückten haben es heilig.

Von der Stube aus hat man einen herrlichen Ausblick auf den gegenüberliegenden Maurerberg, die Dreischwestern und das Rheintal aufwärts, das in silberigem Herbstdunste liegt.

Ich frage Emil, wie er zu seiner nebenberuflichen künstlerischen Tätigkeit gekommen sei. Er sagt: „In unserer Familie hat Holz immer eine grosse Rolle gespielt. Mein Vater Eduard Marxer hat eine Zimmerei und eine Schreinerei geführt, neben einer Landwirtschaft. Meine beiden Brüder Rudolf und Alois haben das Geschäft weitergeführt. Ich habe mich hauptsächlich mit der Landwirtschaft abgegeben. Wir hatten bis zu zehn Stück Vieh. Das war für die damaligen Verhältnisse schon ein grosser Bauernbetrieb, der viel Arbeit gab.“

Ich musste schon als Bub kräftig mithelfen. Im Ersten Welt-



Emil Marxer ist in Mauren vor allem unter dem Namen „s Dökterle Emil“ bekannt. (Foto: A. Kieber)

krieg und auch nachher war man auf Selbstversorgung angewiesen. Wir haben die Kühe als Zugtiere benützt. Nach dem Krieg haben wir aus Österreich ein Kriegerross gekauft. Später hatten wir zwei Pferde. Ich war nach der Schulzeit Bauer und Fuhrmann für unsere Landwirtschaft und auch für die Zimmerei. Für das Holzschneiden hatte ich immer grosses Interesse, aber damals wenig Zeit. Um die Mitte der Dreissigerjahre bin ich beim liechtensteinischen Bauamt angestellt worden.

Ich frage ihn nach seiner Schulzeit. „Mit dem Lernen hatte ich keine Schwierigkeiten“, sagt Emil. „Wir hatten nacheinander drei Lehrer: Lehrer Gassner, Lehrer Kaufmann und Lehrer Andreas Heeb aus Ruggell, der dann nach Planken ging. Dass man in der Schule Prügel bekam, war etwas Alltägliches. Man unterschied „Tatzen“, die man auf die Handfläche bekam und „Hosenspanner“, der auf den Hosensboden verabreicht wurde. Wir mussten dem Lehrer im Wald Stecken holen. Ich erinnere mich: Unser Nachbar hatte in seiner Bündt die Ziegen „gstumpnat“. Mein Freund und ich wussten nun nichts Gescheiteres, als die armen Tiere im Kreis herumzujagen, bis sie fast den Schnauf verloren, ein grausames Spiel. Jemand hat das beobachtet und dem Lehrer gemeldet, und der hat uns dann bestraft.“

„Wie ist das geschehen?“, fragte ich. „Er hat uns nacheinander auf die Schulbank gelegt und gehörig ausgehauen.“ „Habt ihr diese Strafe nicht als unrecht oder als übertrieben empfunden?“ „Gar nicht“, sagt Emil. „Ich glaube heute noch, dass der Lehrer vollkommen recht hatte. Aber es hat Lehrer gegeben, die zu viel prügeln. Und es ist gut, dass das in den heutigen Schulen aufgehört hat.“

„Was hat man denn, im Unterschied zu heute, hauptsächlich gegessen?“ „Das Wichtigste waren Kartoffeln (‘Grundbira’) und Türken. Das war die Grundlage der Ernährung. Wir haben selbstverständlich zweimal im Tag Riebel gehabt, Riebel und Kaffee, morgens und abends, und das hat uns nie verleidet. Es gab drei Sorten Riebel: den gewöhnlichen aus grobem Türkenmehl, dann den „Grundbirarebl“, heute würde

man Rösti sagen, und den „Henarebel“. Da wurden Kartoffeln und Türkenmehl zusammen geröstet. 1927 hat der Rhein das Riet überschwemmt, und die Kartoffeln sind „versoffen“. Man hat sie zwar, als das Wasser dann zurückging, noch ausgegraben, aber sie sind schnell verfault. Etwas schlechten Türken hat man noch holen können.“

„Aber Hunger gelitten habt ihr nie?“, frage ich. Emil sagt: „Wir haben selbst während des Ersten Weltkriegs genug zu essen gehabt. Aber die Kost war viel einfacher und nach den heutigen Begriffen vielleicht auch einseitig. Vom Riebel habe ich schon geredet. Milch hatte man genug. Im Herbst hat man ein Schwein geschlachtet. Man hatte dann für den Winter ein Kamin voll geräuchertes. Im Keller lagerten Kartoffeln und Äpfel. Dort befand sich auch eine ‚Standa‘ voll Sauerkraut. Schweineschmalz benutzte man zum Rösten der Kartoffeln, Butterschmalz, oft mit gekauftem Fett, vermischt für den Riebel. Im Winter gab es ein bis zweimal in der Woche Gerstensuppe, in der ein ‚Bindele Gröchts‘ gesotten wurde. Gern hatte man auch Käsknöpfle oder ‚Kratzate‘ und Apfelmus. Auch andere Teigwaren, etwa ‚Hörnle‘, gab es oft. Die hat man, wie auch das Brot, im Laden geholt.“

Es war sicher nicht so, dass die Kinder in meiner Jugendzeit fast jeden Tag Schokolade zu Gesicht bekamen. Aber die Mutter hat „Igsottas“ (Konfitüre) gemacht, aus Himbeeren, die man im Maurer Berg holte, oder aus Zwetschgen und Gartenbeeren. Aus süssen Birnen hat meine Mutter einen wunderbaren Birnenhonig gemacht. Man hat auch Birnen gedörret. Die wichtigsten Sorten waren „Spetzala“ und „Lengala“.

Vor Weihnachten hat die Mutter, und später auch meine Frau, Birnenbrot (‘Birazälta’) gebacken, jeweils etwa 10 bis 12 Laibe. Jede Frau hatte ein anderes Rezept, das heisst, man hat nach dem Gefühl gemacht.“

Bei der Frage nach dem Essen hat s. Mariele gelegentlich etwas präzisiert, wenn Emil Einzelheiten nicht mehr genau wusste.

Meine weitere Frage: „Was hat man getrunken?“ „Die Erwachsenen“, sagt Emil, „mehr aber doch die Männer, haben hauptsächlich Most getrunken. Fast alle Bewohner Maurens waren damals Bauern. Man hat im Herbst einige Fässer Most gemacht. Zum ‚Znüni‘ und zum ‚z’Brenn‘ ass man Brot und Käse und trank Most dazu. Er war das tägliche Getränk für den Bauern. Das hat gelegentlich zu Alkoholismus geführt. Gefährlicher war der Schnaps, den der Bauer damals selbst brannte.“

„Man sagt den Maurern als Spitzname ‚Murer Räba‘. Woher kommt das?“ Emil antwortet: „Genau wie es dazu gekommen ist, weiss ich auch nicht. Die weissen Rüben waren jedenfalls sehr beliebt. Man hat sie wie das Kraut gehobelt und eingemacht. Daneben kannte man auch die Stockrüben oder ‚süassa Räba‘. Für Rü-

ben, Rettiche und Randen hatte man eine eigene Art der Konservierung. Man machte eine ziemlich tiefe flache Grube und legte sie auf die Erde, deckte sie gut mit Türkenstroh zu und schloss die Grube mit Brettern ab. So hatte man fast den ganzen Winter frisches Gemüse.“

„Der Winter war oft sehr kalt. Wie hat man in den Bauernhäusern geheizt?“ „In der Stube der älteren Häuser steht ein Kachelofen. Er wurde von der Küche aus, hauptsächlich mit ‚Böschele‘ (Reisigbündel) und Holzspalten geheizt.“

In Mauren hat man in meiner Jugendzeit noch vielfach Torf (‘Tuarba’) zum Heizen gebraucht. Im Riet hatte es ‚Tuarbalöcher‘, in denen man den Torf mit der ‚Tuarbaspata‘ in viereckigen Blöcken gestochen hat. Diese wurden kreuzweise zum Trocknen aufgeschichtet, und man musste sie immer wieder ‚umabiega‘, damit auch die unteren Stücke austrockneten. Wenn sie trocken waren, hat man sie in der ‚Tuarbahötta‘, die im Riet stand, untergebracht. Manche dieser Torfhütten sind beim Rheineinbruch 1927 weggeschwemmt worden. Damals ist das Torfstechen bei uns stark zurückgegangen.“

„Emil, wann hast du geheiratet? Kannst du uns etwas vom Heiratsbrauchtum erzählen?“ „Ich habe 1938 im Herbst Marie Bühler geheiratet, die jetzt neben dir sitzt. Sie ist ein Jahr jünger als ich. Zur ‚Stoberte‘ ging man damals hauptsächlich am Sonntag, kurz vor dem Heiraten vielleicht noch am Donnerstag. Vor meiner Heirat habe ich das Haus gebaut, in dem wir jetzt noch wohnen. Am Vorabend der Hochzeit hat uns der Maurer Gesangsverein ein Ständchen gesungen.“

Ich frage, ob es wahr sei, dass die Maurer jungen Männer gegen Ortsfremde, die in Mauren zu einem Mädchen gingen, eher gewalttätig reagierten. Das habe man gesagt, meint Emil. Besonders die Eschner seien diesbezüglich nicht gerade beliebt gewesen. Aber an Gewalttätigkeiten könne er sich nicht erinnern. Und er fährt weiter: „Wir haben fünf Kinder gehabt. Eines ist uns leider mit drei Jahren gestorben. Früher waren grosse Familien ganz normal. Bei mir zu Hause waren es acht, bei meiner Frau zehn Geschwister. Unsere Kinder haben sich alle selbständig gemacht. Wir haben acht Enkelkinder, die uns oft besuchen und viel Freude machen.“

„Eure Familie ist im ganzen Land unter dem Namen ‚s Dökterles‘ bekannt. Woher kommt der Hausname?“ „Mein Ur-Urgrossvater Franz Josef Marxer hatte die Tochter des Chirurgen Dr. Gebhard Schädler geheiratet und war so etwas wie ein Naturarzt. Man sagt, er habe Menschen und Tiere behandelt. Er erhielt von den Maurern den Beinamen ‚Dökterle‘. Und seither – seit mehr als hundert Jahren – sind wir ‚s Dökterles‘.“

„Emil, du hast mehr als dreissig Jahre als Angestellter beim Bauamt gearbeitet. Du hattest also

eine geregelte Arbeitszeit. Was hast du in deiner Freizeit gemacht?“ „Die Freizeit war für mich nie ein Problem. Ganz wichtig war die Musik, das heisst der Gesang. Mit siebzehn Jahren hat mich mein Vater zum Maurer Gesangsverein mitgenommen. Ich habe 2. Tenor gesungen. Später war ich beim Männerchor Schellenberg, der dann zum gemischten Chor wurde. 26 Jahre habe ich in Schellenberg gesungen. Insgesamt war ich 65 Jahre aktives Mitglied bei Gesangsvereinen.“

Wir haben auch daheim mit unseren Kindern viel gesungen und tun das heute noch, wenn sie uns besuchen. Meine Frau und ich wohnen heute allein. Aber wir singen noch oft zusammen.“

„Ihr seid immerhin 79 und 80 Jahre alt“, sage ich. „Und ich habe gestaunt, wie frisch eure Stimmen sind. Was singt ihr denn, wenn ihr allein seid?“ „Wir nehmen ein Gesangbüchlein her, oder wir singen alte Lieder, die wir auswendig können. Oft singen wir auch religiöse Lieder, etwa Marienlieder, zusammen.“

Im Sommer habe ich Arbeit mit meinem Garten und meiner Anlage, die du Park genannt hast. Ich habe auch einen kleinen Weinberg zu betreuen, und im Herbst mache ich ein Fässlein Wein. Heuer gibt es wenig Äpfel. Aber normalerweise mache ich einige hundert Liter Most. Mein wichtigstes Hobby, das ich besonders im Winter ausübe, ist aber die Holzbildhauerei. Du hast das ja gesehen.“

„Ich sehe in deinem Hausgang einige Gewehre aufgehängt, auch einen Karabiner. Bist du ein Schütze oder gar ein Jäger?“ „Keines von beiden“, sagt er. „Aber ich bin ein Sammler und habe die Gewehre gelegentlich erworben. Ich war seit 1936 bei der Hilfspolizei und habe zu Anfang des Zweiten Weltkrieges und auch als an seinem Ende die grosse Flüchtlingswelle kam, viel Dienst gemacht. Und ich muss sagen, ich habe es gern getan. Auch im Saminat bin ich wochenlang an der Grenze gestanden, als eine Viehseuche ausgebrochen war. Ich könnte einige Episoden aus dieser Zeit erzählen. Der Dienst während des Krieges war nicht ganz ungefährlich. Wie ich höre, haben die späteren Mitglieder der Hipo nach ihrem Dienstaustritt ihren Karabiner behalten dürfen. Ich hätte das Gewehr auch gern heimgenommen als Erinnerung an meine lange Zugehörigkeit zur Polizei.“

„Emil, du hast gesagt, du möchtest mir noch etwas zeigen, bevor ich mich verabschiede.“ „Ja, komm“, sagt er. Und er führt mich in ein Zimmer, das angefüllt ist mit all den grossen und kleinen Kunstwerken, die im Laufe vieler Jahre unter seinen geschickten Händen entstanden sind. Es sind Wurzelschnitzereien, Möbel, Tiere, Bilder in Brandtechnik, Schriften, religiöse Plastiken.“

Beim Abschied sage ich: „Emil, wer sein Alter so verbringen kann wie du, der ist zu beneiden. Ich wünsche dir und deiner Frau noch viele gesunde Jahre.“

24. November 1989